



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Notiz.

Die Scheffelei in Lyrik und Epik. Hergebrachtermaßen heißen wir das Volk des Individualismus, der persönlichen Selbständigkeit und wissen es unsern Zeitungsweisen Dank, wenn sie die romanischen Nationen bei passenden und unpassenden Gelegenheiten als Herdenvölker charakterisiren. Dabei wird freundlichst vergessen, welches stattliche Gefolge auch bei uns jede Thorheit, die nur dreist und zuberichtlich auftritt, hinter sich drein zieht, vergessen, welche Sündfluten der Nachahmung bei uns jede künstlerische oder literarische That, die Erfolg erringt, zu haben pflegt. Die literarische Überproduktion ist unser altes Erbübel, sie veranlaßt in tausend Fällen, daß nahezu alles, was eben noch eine besondere Lebensanschauung, eine poetische Eigentümlichkeit, eine erfreuliche Virtuosität war, zu einer öden, geistlosen Manier wird. Der weitverbreitete poetische Dilettantismus, der es zu keiner Zeit begriffen hat und begreifen wird, daß der echte Poet vor allen Dingen ein besondrer Mensch sein muß, und daß seine Sprachbehandlung der Ausdruck seiner innern Besonderheit ist und bleiben soll, sitzt gleichsam am Wege und lauert auf einen erfolgreichen Führer, hinter dem er in Schaaren dreinziehen kann. Jeder eigentümliche Klang wandelt sich auf unserm literarischen Markte in eine Werbetrommel und sammelt ein Häuflein, welches an dem Glück und Ruhm des Sängers Anteil nehmen will.

Es kann nicht fehlen, daß die Menge der Nachahmer, welche ein guter und vor allen Dingen ein „gangbarer“ Dichter bei uns findet, immer dem betreffenden Dichter selbst schadet. Die Nachahmer halten der Kritik gleichsam das Licht, die schwachen Seiten des Originals aufzufinden. Denn da sie nur von außen her und in harmloser Unbedachtsamkeit alle Besonderheiten ihres Vorbildes kopiren und gerade diejenigen Besonderheiten, in denen jede scharfgeprägte Eigenart an die Manier streift, leicht auffassen und mit großer Beflissenheit wiedergeben, so gewinnen sie der Regel nach nichts bei ihrem Nachbilden und schaden, ohne es zu wollen, der Geltung des Künstlers, zu dessen Fahne sie geschworen haben. Man hat sich wohl zu hüten, sich durch die Nachfolger gegen den Vorgänger verstimmen zu lassen. Lenaus Ruf hat am meisten durch die Lenautiker gelitten, welche die Kunst, in vier Versen alles Weh der Welt auszudrücken, zu einer allgemeinen zu machen trachteten; was in Heine widerwärtig ist, ward uns vor allem durch die heinisirenden Lyriker und Satiriker zum Bewußtsein gebracht.

So lange die erfolgreichen Dichter zahlreicher waren, teilte sich die Masse der Dilettanten in ihren Sympathien. Seit nur einer oder der andre noch das Interesse des großen Publikums gewinnt, schaaren sich die Nachahmer enger und dichter um die wenigen. Kein anderer Dichter der Gegenwart aber hat durch die glückliche Mischung von Ernst und Ironie, von studentischer Fröhlichkeit und tieferer Empfindung, von frischer Natürlichkeit und zahlreichen gelehrten Reminiscenzen ein so großes Publikum gewonnen als der Sänger des Gaudeamus und des „Trompeters von Säckingen“ und der Schöpfer des „Eckehard.“ Seine unmittelbaren Erfolge, die stattliche Reihe der Auflagen, welche alle seine Dichtungen erlebt haben, würden allein hinreichen, ihm Nachahmer vom Bodensee bis zum kurischen Haff zu erwecken. Da aber sogar einer seiner Nachfolger, Julius Wolff, ein gefeierter, vielgelesener und vielgekaufter Poet geworden ist, so ist die Scheffelei, die Kunst, in reimlosen Trochäen poetische Erzählungen und größere Epen mit burschikoser Nachlässigkeit

vorzutragen und lyrische Gedichte dreinzuflechten, vollends eine weitverbreitete und vielgeübte geworden.

Nachgerade dünkt es uns an der Zeit, bei allem Respekt vor „Meister Josephus“ und herzlichster, ungeminderter Freude an seinen Dichtungen doch gegen die einreißende Verschleffelung unsrer Lyrik und lyrischen Epik Protest zu erheben. Wie im Asphaltliede von Scheffel könnte man von ganzen Dutzenden neuester Poeten sinnen:

Sie konnten sich nimmer erheben,
 Sie jammerten: Allah ist groß!
 Wir kleben — wir kleben — wir kleben!
 Wir kleben und kommen nicht los!

Die Produkte, welche auf diese Weise großenteils als Nachklänge des „Trompeters von Säckingen“ entstehen, haben im besten Falle ein Stück leidlicher Nachempfindung, selten ein Element eigner Empfindung und Stimmung, geschweige denn eigner Gestaltung aufzuweisen. Selbst wo eine Regung von einem Talent vorhanden ist, wird sie in dieser kümmerlichen und kleinlichen Nachbildung erstickt. Der höchste Triumph, den die Scheffelianer erstreben, besteht in einem glücklichen Treffen gewisser Wortwendungen und Versklänge, die sie ihrem Meister abgelaußt haben.

Wenn wir heute aus vielen ähnlichen poetischen Erzeugnissen eins herausgreifen, so wollen wir damit nicht gesagt haben, daß Spielmanns Leid und Liebe ein Sang aus dem Mittelalter von Friedrich Brombacher (Freiburg im Breisgau, Adolf Kiepert, 1882), in seiner Art das schlechteste sei. Im Gegenteil, der Verfasser geht in seiner Nachbildung der Scheffelschen Dichtung naiver und ehrlicher, ungleich weniger raffiniert zu Werke, als andre vers- und federfertige Genossen seines literarischen Glaubens. Aber „Spielmanns Leid und Liebe“ ist eine echte Probe, mit welcher dilettantischem Nachahmungstrieb selbst solche Dichter, die das Motto:

Was mir ein Gott ins Herz gelegt zu singen,
 Aus meinen Liedern soll es wiederklingen

ihren Dichtungen voranzusetzen.

„Spielmanns Leid und Liebe“ enthält, wie kaum gesagt zu werden braucht, die Geschichte eines armen Spielmanns, der mit seinen Liedern das Herz einer schönen Ritterstochter gewinnt. Daß Brombachers Spielmann Walter, der Scheffelsche Werner, Brombachers Schloßfräulein Gertrud, das Scheffelsche Margarete heißt, schafft keinen wesentlichen Unterschied. Freilich ist der „Trompeter von Säckingen“ nur ins 17., „Spielmanns Leid und Liebe“, wie es scheint, ins 13. Jahrhundert zurückversetzt, freilich ist der Rater Hiddigeigei zu einem ziemlich alltäglichen Caro, den die Hand des Burgfräuleins streichelt, geworden. Das wird aber diejenigen, welche vom Anklang angeheimelt werden, hoffentlich nicht hindern zu erkennen, daß die Brombachersche Dichtung aus fleißigem Studium des „Trompeters von Säckingen“ hervorgegangen ist. In den Einzelheiten leidet, wie natürlich, die Nachahmung keinen Vergleich mit dem Original; es gelingt Brombacher wohl an einzelnen Stellen, wie folgender:

Einst an einem Wintertage —
 Stürme jagten Flocken an die
 Scheiben, so ein rechtes kaltes
 Hundewetter, wo am liebsten
 Man am wärmenden Kamine
 Traulich sich zusammen findet —
 Pocht es abends an das Burgtbor,

den Ton Scheffels zu treffen, aber meistens hat er weder von dem Anschauungsreichtum noch von der eigentümlichen Anmut der poetischen Vortragsweise seines Meisters einen Begriff. Bei Scheffel hilft die leichte, spielende, ironische Art über die Unwahrscheinlichkeiten der Fabel hinweg, bei Brombacher ist alles bitter ernsthaft, und jede Armseligkeit der Fabel oder platte Trivialität der Form tritt dadurch besonders hervor. Der Spielmann Walter hat mit weltenschmerzlicher Miene und mit Versen vom Kaliber der nachstehenden:

Bin ein Spielmann wild und fremd,
Ohne Heimat, ohne Recht,
Bin verstoßen ganz und gar
Aus dem menschlichen Geschlecht.

Und mein Auge darf nicht schauen
Holder Frauen schöne Bier,
Niemals winket Minne süß,
Niemals, niemals winkt sie mir.

Ach, und einmal wagt ich doch,
Schaut' ein süßes Frauenbild,
Und da regte 's Herz sich laut,
Pochte mir so rasch und wild

das Herz der schönen Gertrud von Rosenegg gewonnen, welche um deswillen die Werbung des benachbarten Ritters Otto von Schönberg widerwillig und kaltfinnig anschaut. Sobald der Burgherr Unrat merkt, erinnert er sich seiner ritterlichen Pflichten sogut wie der alte Freiherr im „Trompeter von Säckingen“ und wirft den unbefugten Bewerber gleichfalls zum Hause hinaus. Nun aber begünstigt das Glück den Helden Brombachers besser als denjenigen Scheffels, der „Trompeter“ muß erst nach Rom fahren, jahrelang ringen und schmerzlich entbehren, ein berühmter Musiker und päpstlicher Kapellmeister werden, der „Spielmann“ braucht nur in die Hütte eines Einsiedlers „zwischen Rosenegg und Schönberg“ hinunterzusteigen, um zu erfahren, daß er nichts weniger als ein armer Spielmann, sondern so ritterlich und hochgeboren sei wie der Herr von Rosenegg selber. Er ist nicht Walter Schönhaar, sondern Walter von Staufen, ist bei der Ermordung seines Vaters und der Zerstörung der väterlichen Burg (durch den alten Schönberg) von einem treuen Knappen (jetzt dem Einsiedler) in der üblichen Weise gerettet worden und hat jetzt nichts weiter nötig, als seinen rechtmäßigen Namen und sein Wappen anzunehmen, um als vollbürtiger Bewerber um Gertrud auftreten zu können. Bei der Plötzlichkeit, mit welcher die Schandthaten derer von Schönberg ans Licht kommen, darf man sich auch nicht allzusehr darüber wundern, daß der Alte, sobald ihm nur seine Vergehen vorgehalten werden, entseelt vom Kofse zur Erde sinkt, der Junge aber so davon stürmt, daß niemand je wieder etwas von ihm hört. Dann folgt die Verlobung Walters mit Gertrud und die Schlusstrophe:

Armer Spielmann wild und fremd,
Bist nicht recht- und heimatlos,
Freiheit, Minne, Namen, Stand
Warf das Glück dir in den Schoß.
Singe jetzt von Minne treu;
Sing' von ihrer süßen Lust,
Hol' die schönsten Töne vor
Aus der freudbewegten Brust.
Keine Liebe ohne Leid,
Altes Lied aus alter Zeit.
Laß die Saiten voller rauschen,
Laut dein hohes Lied erschallen,

Daß von fernen Höhen und Wäldern
Seine Klänge wiederhallen.
Eine Maid so zart und fein
Schmiegt sich jetzt an deine Brust.
Walter, wer kann sel'ger sein,
Wer trinkt himmlischere Luft?

Man sieht, die gelegentliche leichte Art Scheffels wird von den Nachahmern in wunderlicher Weise dahin ausgedeutet, daß die holprigsten und trivialsten Verse gelegentlich gut genug seien.

Indessen wissen die Schüler des Meisters auch, daß es nicht ausreicht, zwischen die epische Erzählung lyrische Gedichte einzustreuen und diese mit besondern Überschriften zu versehen, sondern daß die erzählenden Trochäen selbst gelegentlich auch allgemeinere Reflexionen enthalten müssen. Auch hier kopirt der Nachahmer sein Vorbild so gut er kann. Das Resultat ist beispielsweise:

Schleicht sich doch ein
Sonderbar Gefühl in aller
Herzen, die so hoch gestiegen.
Ist es nicht, als ob weit über
Dem Getriebe dieser Welt man
Stünde, frei und ungezwungen
Eine frei're Luft einatme?
Nichts von jenem Rennen, Jagen,
Das dort in dem Thale herrscht,
Ruhe lagert auf den Höhen,
Ruhe über Berg und Thal,
Ruhe scheinbar auch wo Leben.
Ist es nicht, als ob den Göttern
Wir auf Bergesgipfeln näher
Wären? Nahen uns nicht hohe
Göttliche Gedanken? Kleinlich
Scheint uns Haß und Zorn und Neid.
Stannend schauen wir die Reize
Dieser Erde, die zu unsern
Füßen liegt. Befriedigung
Malet sich in unsern Zügen.

Merken die Verfasser solcher Gedichte nicht, daß sie im Begriff sind, die alltäglichsten Phrasen, die abgebrauchtesten Betrachtungen lediglich in Trochäen — und obenein in welche Trochäen! — umzugießen? Und dergleichen wird dann in der landesüblichen Reklamekritik ein „frischer poetischer Versuch in der Weise Meister Josef Viktor Scheffels“ genannt. Wir sind wahrhaftig die letzten, die irgend eine junge Kraft abschrecken möchten, aber wenn Herr Brombacher Talent hat, was nach dieser unselbständigen Probe weder zu bejahen noch zu verneinen ist, so wird er selbst binnen kurzem erkennen, daß es so nicht geht, und daß auf diese Weise der Mitwelt „zu prosaischer Ton“ wahrhaftig nicht poetischer gestimmt wird.

Ob dergleichen Produkte Leser finden, wissen wir nicht; möglich ist es immerhin, denn wo nur eine noch so äußerliche Erinnerung an eine Kunstart sich findet, die gerade in Gunst steht, ja Mode ist, da geben die Deutschen gern ihr Urteil gefangen und begnügen sich mit geradezu unglaublichen Verwässerungen des Weins, der ihnen ursprünglich gemundet hat. Es ist Zeit, daß die Scheffelei in Dyrk und Epik, natürlich auch wo sie präventiöser und formfertiger auftritt als in diesem Sang aus dem Mittelalter, erkannt werde als das, was sie ist: eine neue, keineswegs erfreuliche Manier, mit welcher der Dilettantismus sich den Anschein poetischer Ursprünglichkeit und reifer Kunst giebt.

*

Literatur.

Das englische Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen. Von Rudolf Gneist. Dritte, nach deutscher Systematik umgestaltete Auflage. Erster Band. Allgemeiner Teil. Berlin, Julius Springer, 1883.

Nachdem erst im vergangenen Jahre die englische Verfassungsgeschichte Gneists erschienen ist, liegt gegenwärtig wieder eine neue umgestaltete Auflage des englischen Verwaltungsrechts vor, welche ein erneutes Zeugnis von der Schaffenskraft des so vielseitig thätigen Verfassers ablegt. Das ganze neuere deutsche Verwaltungsrecht knüpft an die Arbeiten von Rudolf Gneist an, und man kann dreist behaupten, daß ohne dieselben schwerlich der innere Ausbau der preussischen Verwaltung auf dem hohen Standpunkt wäre, der eines Rechtsstaates würdig ist. Denn das ist das Hauptverdienst von Gneist, daß er seine Arbeiten nicht unter der matten Lampe der Studirstube entstehen ließ, sondern daß sie erwachsen sind aus den gründlichen theoretischen Studien des Gelehrten in Verbindung mit der praktischen Thätigkeit des Stadtverordneten, des Parlamentariers und des Mitgliedes oberster Gerichts- und Verwaltungshöfe. Bis zu den epochemachenden Schriften Gneists über das englische Selbstgovernment bauten sich die Ideale deutscher Politik auf luftigen Grundlagen naturrechtlicher Theorien oder auf mißverständener Nachahmung französischer Einrichtungen auf. Gneist ist es gewesen, der mühsam an der Hand bändereicher Quellen die ernste Arbeit des englischen Volkes seinen Zeitgenossen überlieferte, wie sich dasselbe durch eigne Thätigkeit und geleitet von den ihrer Pflicht gegen Staat und Gesellschaft bewußten besitzenden Klassen die individuelle Freiheit, den gesetzmäßigen Sinn und die Gesellichkeit der Verwaltung errungen hat. Die Studien von Gneist über das öffentliche Recht Englands sind sehr allmählich erwachsen. Zuerst war das Ziel auf die Selbstverwaltung Englands gerichtet, und hieraus ist in weiterer Entwicklung eine Geschichte der englischen Verfassung und eine Geschichte und Darstellung des englischen Verwaltungsrechts überhaupt entstanden. Die schwierige Erforschung der Quellen brachte es mit sich, daß in den früheren Ausgaben die geschichtliche Entwicklung einen sehr breiten Raum einnahm. Der Vorzug der gegenwärtigen Auflage besteht darin, daß zunächst nur eine kurze Rechtsgeschichte der englischen Verwaltung gegeben wird und daß sich an diese die allgemeinen Grundlagen der Verwaltung anschließen (Verwaltungsrechtsnormen, Organe des Verwaltungsrechts, die Kontrollen der Verwaltung). Diese großen Hauptkapitel zerfallen wieder in einzelne Abschnitte, welche in den wichtigsten Fällen mit einer vergleichenden Übersicht der deutschen Entwicklung und der deutschen Verhältnisse beendigt werden. In dieser Gestaltung wird das Buch ungleich übersichtlicher und ansprechender werden und das Studium aller derer bilden, denen es mit einer verfassungsmäßigen Weiterbildung unser's Verwaltungsrechts ernst ist. Einer weitem Empfehlung bedarf es für ein Buch Gneist's nicht.

Der Kurier nach Paris. Lustspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1883.

Das neueste Lustspiel Dahns spielt im Jahre 1726 und hat zum geschichtlichen Hintergrunde die Annäherung Preußens an die französische Politik behufs Sicherung

der Jülich-Bergschen Erbsprüche. Es handelt sich darum, dem König Ludwig XV., der durch seinen Premierminister, den Herzog von Bourbon, den Vertreter einer kriegerischen Politik, von allen gegenteiligen Einflüssen abgeschlossen gehalten wird, Kunde von der Bereitwilligkeit Preußens zum Abschlusse eines Vertrages zukommen zu lassen. Diese Aufgabe ist dem preussischen Leutnant Friedrich von der Deipen Grefte zugefallen, der lange Zeit vergeblich versucht, Zutritt zum König zu erlangen. An Stelle eines zweiten Offiziers, der mit neuer Botschaft ihm nachgeschickt werden soll, und der durch einen unglücklichen Sturz mit dem Wagen an der Ausführung seines Auftrags gehindert wird, unternimmt Friedrichs Kousine, Friederike von Friesen, das Wagnis, in der Bekleidung eines preussischen Husarenoffiziers nach Paris zu gehen, um neben den Geschäften des Staates auch ihre eignen, nämlich die Versöhnung mit dem von ihr geliebten, aber durch Hezereien ihr entzweiten Better zu betreiben. Natürlich gerät sie dabei in allerlei Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, aus denen sie der Chevalier Bayard de Briançon, Friedrichs Freund und ihr früherer Anbeter, mit viel List und Edelmut glücklich errettet. Daher ist der zweite Teil des Lustspiels ein vollkommenes Intrigenstück vom Schlage des Scribescen „Ein Glas Wasser“; sowohl die großen politischen als die kleinen persönlichen Interessen der Preußen und der friedliebenden Partei unter den Franzosen gelangen durch die vom Chevalier von Briançon mit Hilfe der Marquise von Briançon eingefädelte Intrigue zum glücklichen Siege, und auch der Chevalier wird durch die Hand seiner liebenswürdigen Kousine, der Tochter der Marquise, für die unerhört gebliebene Bewerbung um Friederike entschädigt.

Die Dichtung hat unleugbar einen frischen Zug. Die Gestalten der Friederike von Friesen und ihrer Zofe Anne Marie, die ihre Herrin als Bursche auf ihrem abenteuerlichen Zuge begleitet, sind keck und kräftig gezeichnet, und gut gespielt vermögen diese beiden Rollen vielleicht auch den etwas langen ersten Auftritt des ersten Aufzuges, die den größern Teil der Exposition giebt, ohne Kürzung über Wasser zu erhalten. Das männliche Gegenpaar, Friedrich von der Deipen Grefte und sein Bursche Jost, tritt nicht so entschieden hervor; Jost ist von beiden der lebenswahrere, Fritz ist ein wenig sehr Hitzkopf, ja Raufbold.

Von allen Dahn'schen Stücken zeigt dieses neueste die größte realistische Bestimmtheit, eine gut geführte, rasch fortschreitende Handlung, leidet auch nicht an der sonst wohl hervortretenden Neigung zu rhetorischer Breite und Überfülle der Worte. Das alte preussische Wesen ist gut charakterisirt in seiner Stärke und seinen Schwächen, und nirgends findet sich ein unzeitgemäßer preussisch-deutscher Chauvinismus; aber auch dem Franzosentum ist sein Recht gelassen. Kurz, das Stück ist eines der Lustspiele, die man gern dem Repertoire unsrer Theater einverleibt sehen möchte, umso mehr, als es der Gefahr der Veraltung nicht so ausgesetzt ist wie die meisten derjenigen Lustspiele, die aus den für den Tagesbedarf arbeitenden Lustspielabriken hervorgehen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.